

Das aktuelle theologische Buch

■ STRASSER PETER, *Der Gott aller Menschen*. Eine philosophische Grenzüberschreitung. (Bibliothek der Unruhe und des Bewahrens Bd. 1) Styria, Graz 2002. (207) ISBN 3-222-12953-3

Es ist schon eine Art Gemeinplatz geworden zu behaupten, dass die Frage nach Gott in der Philosophie kein Thema mehr sei. Teilt man diese Einschätzung, so handelt es sich bei diesem Buch um eine Ausnahme. Freilich liegt dem eine bestimmte Vorstellung zu Grunde, worum es denn in der Philosophie gehe. Und es gibt vielerlei Definitionen dessen, was Philosophie der Sache nach sei. Dieser Umstand wird bekanntlich dadurch nicht einfacher, dass die Bestimmung, was sie denn sein kann, selbst bereits Aufgabe der Philosophie ist. Peter Strasser sieht die Sache so: „Für mich hingegen liegt, wie schon für Anselm von Canterbury, in dem Satz ‚Gott ist‘ die tiefste Herausforderung des menschlichen Denkens. Mir kommt vor, dass alle Probleme der Philosophie entweder auf diesen Satz bezogen bleiben oder sich letzten Endes in belanglosen Spielereien, in einem denk-sportlichen *L'art pour l'art*, verlieren. Von Gott zu reden heißt, sich über den Begriff des Nicht-bloß-Faktischen Gedanken zu machen; nachzudenken darüber, wie der transzendente Urgrund des Faktischen zu jenem Ergebnis führen konnte, das wir als ‚die Welt‘ – und eben auch als die Welt der Übel und des Todes – kennen.“ (13f)

Die Frage nach Gott ist jedenfalls für jene Auffassung von Philosophie unausweichlich, die sich als Fortsetzung der Deutungsbemühung des bewussten Lebens sieht und dabei die erreichten Standards der Tradition berücksichtigt. Das heißt jeder, der sein Leben führt, und das ist nun einmal die Aufgabe, der sich kein Mensch entziehen kann, findet sich unweigerlich vor Fragen gestellt wie: Woher komme und wohin gehe ich? Bin ich für mein Handeln verantwortlich? Gibt es einen absoluten, letzten Grund? – Diese Fragen drängen sich dem

Menschen geradezu auf, und es bedarf einiger Anstrengung, sie nicht aufkommen zu lassen.

Gegen diese Anstrengung, dumm bleiben zu wollen, richtet sich die Philosophie (Odo Marquard), und sie nimmt diese Fragen auf: indem sie sie klärt, das heißt in klarere Formen bringt, nach verschiedenen Hinsichten differenziert und sich um Antworten bzw. den Aufweis der Unbeantwortbarkeit bemüht. Nun wird immer wieder gesagt, dass letztlich jeder Denker einen Grundgedanken sein Leben lang verfolgt: Dieser Grundgedanke dürfte dann wohl in Zusammenhang mit irgendeiner Erfahrung stehen, aus der er sich erhebt und die als solche gar nicht weiter im Werk des Philosophen thematisiert werden muss. Strasser spricht sich darüber allerdings aus: „Ich war als Kind, nach einer langen Zeit krankheitsbedingter Abwesenheit, nach Hause zurückgekehrt. Man hatte mich auf den Küchentisch gesetzt, wohl um mich zu bestaunen, mich rundum betrachten zu können. Die Prozedur war durchaus nicht unangenehm. Man hatte mir einen Suppenteller prallvoll mit Kirschen in die Hände gedrückt, ‚alle zum selber Essen‘. Ich ließ mich, ohne die nassroten Früchte an die Lippen zu führen – die waren mir damals irgendwie fast etwas Heiliges –, ruhig anschauen. Und schaute dabei mich selber an, aus einem kleinen Spiegel, der mir gegenüber an der Wand hing. Mit dem Teller Kirschen, alle zum selber Essen, in den warmen Händen, schaute ich, der heftig angeschaut wurde, mich ruhig selber an. Der kleine Spiegel, aus dem heraus ich mich ansah, hatte einen geschliffenen Rand und einen monströs breiten Rahmen, der mit gar nicht zart gemustertem Leimpapier umklebt war; wohl ein Armeute- und Nachkriegsbehelf. Derart erschien die Spiegelfläche noch winziger, als sie ohnehin war. Da geschah es, dass ich die Augen aufschlug. Ja, im Wachen erwachte ich. Und es war das einzige Mal für viele Jahre (für mehr als ein halbes Menschenleben), dass ich mein Gesicht, so wie es war, in Ordnung fand: mein Gesicht wurde, dieses eine einzige Mal für viele Jahre, bewahrt vom Glanz der Kirschen, die ich nicht ansah,

bloß spürte.“¹ Was sich hier ereignete ist ein „Augenblick der Philosophie“, wie Strasser das nennt.

Hier wird eine Art Selbsterkenntnis geschildert, in der jede Trennung aufgehoben ist und Subjekt und Objekt übereinkommen. Nach diesem Modell des reflexiven Selbstbezugs will Strasser in seinem neuen Buch nun auch das Verhältnis von Gott und Welt denken. Damit erschließt er sich einen neuen Themenbereich für seine Position, die sich als die eines objektiven Idealismus kennzeichnen lässt, wonach es eine ideale, allgemeine Struktur gibt, den objektiven Geist, an dem sowohl die natürlichen Dinge als auch der Mensch teilhaben. „Gott ist das Subjekt-Objekt seiner Schöpfung. Schöpfung bedeutet Selbstentfaltung Gottes nach dem Modell des Subjekts, das sich dadurch entfaltet, dass es sich selbst zum Objekt seines Nachdenkens [!] macht.“ (62) Dass er sich dabei auf Hegel bezieht, liegt nahe. Allerdings handelt er sich damit auch Probleme ein, die von Schelling in aller Schärfe formuliert wurden: So etwa wenn Strasser davon spricht, dass die Schöpfung als ein Sich-selbst-Denken Gottes aufzufassen sei. Wird damit aber die Wirklichkeit der Schöpfung erreicht beziehungsweise erklärt, oder bleibt hier doch alles bloß in der Sphäre des Denkens? Auf jeden Fall tauchen des öfteren Fragen auf, wo man gerne noch mehr gewusst hätte. – Das Anregende und Inspirierende von Strassers Spekulationen kommt gerade dadurch zum Tragen.

Freilich betont Strasser, dass diese Explikation des Verhältnisses Gott – Schöpfung auf Schwierigkeiten in der christlichen Dogmatik stößt: „Gott, das ist die Annahme des Idealisten, steht zur Welt in einer analogen Beziehung wie das Subjekt zu sich selbst. Die Implikationen dieses Ansatzes sind ebenso klar, wie sie – nebenbei gesagt – gegen das christliche Dogma stehen: Gott ist die Welt, aber in der Art und Weise, dass er zugleich das Subjekt ist, das auf sich selbst, das heißt auf das Ganze seiner Schöpfung, reflektiert.“ (61) Dass Strasser dies nur

nebenbei sagt, ist kennzeichnend für seine Absicht. Ihm geht es um eine natürliche Theologie, also eine, die sich auf das natürliche Licht der Vernunft verlässt und darauf beschränkt. – Solche Unternehmungen sind, wie gesagt, in der Philosophie selten geworden. Allein deshalb verdient es schon Aufmerksamkeit. Und Ziel dabei ist es, einen religiösen Universalismus zu begründen: also eine Religiosität oder eine Deutung des religiösen Empfindens, gegen die keine guten Gründe von seiten der Vernunft namhaft gemacht werden können. Damit wird von Strasser eine interessante Zwischenposition eingenommen: einerseits polemisiert er gegen den Rationalismus der Aufklärung, der religiöses Empfinden nicht berücksichtigt und das Gottesverhältnis auf Ausübung der Moral beschränkt, andererseits wendet er sich gegen neue Unmittelbarkeiten, wie sie unter dem Namen ‚New Age‘ kursieren, die das religiöse Empfinden irrational kultivieren in allen möglichen Spielformen des Aberglaubens. Diese Position wird umso markanter, wenn man noch die zahlreichen Stimmen im Ohr hat, die aufgrund des Terroranschlags in New York die Abschaffung der Religionen fordern, da diese allesamt gewaltfördernd wären.

Wie stellt sich dann von seiten des religiösen Universalismus das Verhältnis zum Christentum dar? Seine natürliche Theologie „stützt das Christentum, soweit der christliche Monotheismus und die christliche Moral allen Menschen, die vernünftig und guten Willens sind, als das Beste, wofür sich eintreten lässt, nahegebracht werden kann“. (32) Sollte man einmal in New York sein und noch dazu auf einer Party, dann kann man dort unter Umständen hören: „I am a cultural catholic“. Das sollte dann in etwa soviel meinen, dass man – zufälligerweise – aus einem katholischen Umfeld kommt, aber nicht im engeren Sinne glaubt. Wenn man darüber hinaus eine Erfahrung macht, die die Trennung von Subjekt und Objekt aufhebt, so wie Strasser sie uns schildert, dann wird man sie wohl mit christlichen Gehalten für sich verständ-

¹ Peter Strasser, *Geborgenheit im Schlechten. Über die Spannung zwischen Kunst und Religion*. Essay, Wien 1993, 126, kursiv im Original.

lich machen. Die Position Strassers scheint über einen solchen kulturellen Katholizismus hinauszugehen, wenn er die christlichen Gehalte als die besten, also diejenigen, die am ‚vernünftigsten‘ sind, bezeichnet. Hat die Idee des christlichen Gottes also die beste Chance, zum „Gott aller Menschen“ zu avancieren?

In diesem Zusammenhang darf die Kennzeichnung seiner Haltung als „skeptische Religiosität“, um deren „Ausdruck und Beförderung“ (21) es ihm geht, nicht missverstanden werden: Philosophie ist immer skeptisch, das heißt sie nimmt Geltungsansprüche nicht unbedacht hin, sondern prüft diese. Es geht ihm nicht um einen Agnostizismus. Vielmehr ist sein Anliegen, Grenzen, die auch in der Philosophie allzu eng gezogen wurden, zu überschreiten. Er „weiß, dass es Gott gibt [...]“ (13) Es geht ihm darum, Gott zu denken, den wir, wie er betont, nicht erkennen können. Gut idealistisch macht er darauf aufmerksam, dass uns aufs Erste ein „solches Nachdenken weniger Gott nahe zu bringen, als die Einsicht zu befördern“ scheint, „dass wir von ihm grundsätzlich getrennt sind“ (14).

Letztlich gehe es jedoch um die „Rücknahme der Entzweiung, des Risses, der durch die Welt geht, seit dem Heraufdämmern der Subjektivität, die sich selbst als endlich und einem Objekt gegenüber erfährt“. (191) Philosophie wird also durch diese Trennung überhaupt erst notwendig, die sie aufzuheben versucht. Sie ist, wie der junge Schelling schreibt, „ein nothwendiges Uebel“, und „so arbeitet sie in diesem Betracht zu ihrer eigenen Vernichtung“. Der „Ferialpraktikant des Glaubens“, von dem Strasser in einem anderen seiner Bücher sprach, hat, so sieht es aus, eine feste Stelle als objektiver Idealist gefunden. Arbeit gibt's genug.

Linz

Michael Hofer

Besprechungen

Der Eingang der Rezensionen kann nicht gesondert betätigt werden. Die Korrekturen werden von der Redaktion besorgt. Bei Überschreitung des Umfangs ist mit Kürzungen zu rechnen. Nach Erscheinen der Besprechungen erhalten die Rezensenten einen, die Verlage zwei Belege.

AKTUELLE FRAGEN

■ ZULEHNER, PAUL M./LOBINGER, FRITZ, *Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung von Priestern*. Weitere Folgerungen aus der Studie PRIESTER 2000 ©. Schwabenverlag, Ostfildern 2002. (195) Geb. € 12,50 (D)/sFr 22,10. ISBN 3-7966-1082-X.

Nachdem Paul Michael Zulehner bereits in zwei Publikationen seine breit angelegte Studie PRIESTER 2000 vorgestellt und ausgewertet hat (vgl. unsere Besprechung ThPQ 150. 2002 197f), will der Wiener Pastoraltheologe nun „ein Plädoyer für die Entlastung der Priester“ (9) vorlegen. Motiviert ist er dazu nicht zuletzt durch manche Reaktionen auf die Ergebnisse der genannten Studie, namentlich auf den Eindruck, „dass mit den Daten Maßnahmen zugunsten der Strukturen, nicht aber der Priester verwendet werden“ (12). Ohne Zweifel ist das Buch anregend für jeden, dem die Kirche, ihr Amt, die Priester und solche, die es werden wollen oder werden könnten, wichtig sind.

Z. fragt nach den presbyteralen Kompetenzen, die gerade heute besonders gefordert sind, und sieht diese im Bereich der Liturgie, einer diakonischen Spiritualität, einer zeitgerechten Verkündigung und einer angemessenen Leitungskultur. Die Fähigkeiten, in diesen Feldern sachgerecht zu handeln, müssten in Aus- und Fortbildung entwickelt und gefördert werden. Zu Recht weist Z. darauf hin, dass gerade in einer nachkonziliar erneuerten Kirche Leitung nicht überflüssig geworden ist. Vielmehr gilt: „Je mehr Menschen sich an Vorgängen beteiligen wollen und können, desto wichtiger wird Leitung.“ (65) Z. ermutigt zum wiederholten Mal zu einer Ritendiakonie; leider klammert er auch hier die notwendige Frage nach den Grenzen einer diakonischen Ritenkultur und nach der gelegentlich doch notwendigen Ritenverweigerung aus.

Z. greift eine Anregung von Bischof Fritz Lobinger auf und entwickelt das Modell zweier unterschiedlicher Priestertypen. Neben den zölibatären „Paulus-Priestern“ könnte es Priester neuer Art geben („Korinth-Priester“), die im Leben einer konkreten Gemeinde wirklich bewährt sind und als solche „viri probati“ für diese Gemeinden geweiht werden. Nicht zuletzt weil solche Priester ehrenamtlich tätig sein sollten, müssten immer mehrere „Korinth-Priester“ gemeinschaftlich diesen Dienst in einer Gemeinde tun. Beachtenswert sind die Überlegungen, wie mit den vorhandenen Kompetenzen solcher gemeindeerprobter Männer umgegangen werden soll und wie eine Ausbildung aussehen könnte (114–116). Warum für dieses Modell des ordinierten „Ko-